**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 155. **Montag** den 26. März 1900. 94. Jahrgang.

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. März.

Für die dritte Etatsberathung im **Reichstag**, die auf morgen angesetzt ist, liegt die Zusammenstellung der Beschlüsse zweiter Lesung vor. Aus ihr ergiebt sich, daß der Etat bei der zweiten Berathung nur ganz unwesentliche Abänderungen erfahren hat. Während er nach der Regierungsvorlage mit 2 058 333 551 ℳ balancirte, balancirt er nach den Beschlüssen der zweiten Lesung mit 2 059 825 412 ℳ; neu hinzugefügt ist im Etatsgesetz die Ermächtigung an den Reichskanzler, zur Bestreitung einmaliger außerordentlicher Ausgaben der Verwaltungen des Reichsheeres, der Marine und der Reichseisenbahn 72 620 029 ℳ im Wege des Credits flüssig zu machen. Als § 6 sind dem Etatsgesetz die bekannten Grundsätze über die provisorische Regelung des Postscheckverkehrs hinzugefügt worden mit der Schlußclausel, daß das Postscheckwesen spätestens bis zum 1. April 1905 auf dem Wege der Gesetzgebung geregelt werden soll. Rückständig sind aus der zweiten Lesung des Etats sieben Resolutionen geblieben; die Abstimmung darüber ist infolge der jedesmaligen Beschlußunfähigkeit bis zur dritten Berathung ausgesetzt worden. Diese Resolutionen bringen in Vorschlag: die für die Ausrüstungsgegenstände von Schiffen bestehende Zollfreiheit aufzuheben; den Verkauf der künstlichen Süßstoffe an die Apotheken zu verweisen mit der Maßgabe, daß sie nur auf ärztliche Anordnung ausgegeben werden dürfen; die Erhöhung des Stempelsteuersatzes für Loose öffentlicher Lotterien von 10 auf 20 Procent; die Herabsetzung der Patentgebühren; die Gleichstellung der Roßärzte in der Armee mit den entsprechenden Classen der Veterinärärzte der bayerischen Armee; die Forderung der Maturitätsprüfung für die militärärztliche Laufbahn und die Festsetzung des thierarztlichen Studiums auf neun Semester. Eine Resolution zum Heeresetat geht dahin, jedem Heerespflichtigen mindestens einmal während der Ableistung der activen Dienstzeit einen Heimathsurlaub mit unentgeltlicher Eisenbahnbeförderung zu gewähren. Schließlich sollen durch einen Nachtragsetat die Gehälter der Bureauassistenten und Kanzlisten der Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung und der Post- und Telegraphenassistenten und Postverwalter in der Weise normirt werden, daß sie von 1500 auf 3000 ℳ steigen, und zwar in der ersten Stufe um 300 ℳ und in den folgenden um je 200 ℳ, während zur Zeit die 300-Markstufe die letzte ist. Bisher ist bei der dritten Lesung des Etats der Reichstag stets beschlußfähig gewesen; denn da die Socialdemokraten stets gegen den Etat stimmen, so liegt es auf der Hand, daß sie, wenn die Präsenz im Reichstage dieselbe bliebe, wie bei der zweiten Lesung, nur vollzählig zur Stelle zu sein brauchten, um die Bewilligung des Etats zum Mindesten verzögern zu können. Es läßt sich daher trotz der Erfahrungen der letzten Wochen wohl annehmen, daß morgen die bürgerlichen Fractionen des Hauses in beschlußfähiger Stärke sich einfinden.

Der Verlobung des Prinzen Maximilian von **Baden** mit der ältesten Tochter des Herzogs von **Cumberland**, Marie Luise, wird in der Presse eine politische Bedeutung beigemessen, weil Prinz Maximilian, ein Sohn des 1897 verstorbenen Prinzen Wilhelm von Baden, eines Bruders des regierenden Großherzogs, möglicher Weise in Baden zur Regierung kommen wird. Da die Ehe des badischen Erbgroßherzogs Friedrich, der um 10 Jahre älter als Prinz Maximilian und seit 15 Jahren vermählt ist, bisher kinderlos geblieben ist und das badische Großherzogspaar keinen zweiten Sohn, sondern nur noch eine Tochter, die Gemahlin des Kronprinzen von Schweden und Norwegen, hat, so hat allerdings die Prinzessin Marie Luise Aussicht, dereinst Großherzogin von Baden zu werden. In Karlsruhe glaubt man nun, wie zahlreiche Telegramme beweisen, in gewissen Kreisen die Verlobung so deuten zu dürfen, daß der Herzog von Cumberland eine Annäherung des Welfenhauses an das deutsche Reich wünsche und daß er aus diesem Grunde seine Einwilligung gegeben habe zu der Verlobung seiner Tochter gerade mit einem Prinzen aus dem Zähringer Hause, das durch die Großherzogin Luise, die Tochter des alten Kaisers, dem preußischen Königshause verwandtschaftlich besonders nahe steht. Wir sind in Bezug auf den Herzog von Cumberland weniger optimistisch. Er hat bisher nichts gethan, was wie ein Schritt zur Annäherung des Welfenhauses an das Reich gedeutet werden könnte, und wenn er jetzt seine Einwilligung zu der Verlobung seiner ältesten Tochter mit dem Prinzen Maximilian gegeben hat, so liegt die Vermuthung, daß er von dieser Verlobung einen Vortheil für sich und seine Ansprüche erhoffe, jedenfalls näher, als die Vermuthung, daß er mit seiner Einwilligung einen Schritt zur Versöhnung habe thun wollen. Auch die „Köln. Ztg." giebt sich in Bezug auf die Gesinnung des Herzogs von Cumberland selbst keinen ausschweifenden Illusionen hin, aber sie erwartet immerhin, daß der Herzog nunmehr von der Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen überzeugt sein werde. Das rheinische Blatt schreibt nämlich, vermuthlich auf eine Inspiration von Berlin hin:

„Wie der Erbgroßherzog von Baden durch seine Heirath (mit der einzigen Tochter des Großherzogs von Luxemburg) dazu beigetragen hat, daß die Umwälzungen, welche der Feldzug von 1866 innerhalb der deutschen Grenzen zu Gunsten Preußens unabänderlich herbeigeführt hat, nach der rein menschlichen Seite hin auch in den Beziehungen der einzelnen fürstlichen Familien ihren persönlichen Ausgleich gefunden haben, so dürfen wir hoffen, daß auch der jetzige Schritt des Prinzen Max in demselben menschlichen und versöhnlichen Sinne wirken wird. Vom Großherzog und vom Erbgroßherzog von Baden weiß das deutsche Volk, daß sie stets als die zuverlässigsten Stützen und Förderer der deutschen Einheit und des deutschen nationalen Gedankens sich bewährt haben und bewähren werden. Auch der jugendliche Prinz Max, der nicht blos in der engern Heimath sich großer Beliebtheit erfreut, sondern sich auch in Berlin, wo er lange Jahre bei den Garde-Kürassiren gedient hat, zahlreiche Anerkennung erworben hat, wird jederzeit das patriotische Beispiel seiner erlauchten Verwandten hochhalten und ihnen nachfolgen. Wenn er jetzt sich entschlossen hat, die anmuthige Prinzessin aus dem Cumberlander Geschlechte als Gattin heimzuführen, so ist das sicherlich nicht ohne Zustimmung wie des Chefs seiner Familie, des Großherzogs von Baden, so des deutschen Kaisers geschehen. Diese Zustimmung aber verbürgt uns aufs Neue, daß die jetzt beschlossene Verbindung auch ihrerseits dazu beitragen wird, die Hoffnungen jenes kleinen Theiles welfischer Anhänger in Hannover oder Braunschweig, daß dereinst einmal ein Cumberländer den Thron wenigstens von Braunschweig besteigen könne, endgiltig zu vernichten. Soviel wir wissen, hat der Herzog von Cumberland längst eingesehen, daß Hannover niemals wieder ein selbstständiger Staat werden kann, sondern endgiltig eine preußische Provinz bleiben wird und bleiben muß. Aber selbst wenn er im Stillen noch Hoffnung hegen sollte, daß, wenn nicht er selbst, so doch sein Sohn einmal wenigstens Herzog von Braunschweig werden könnte, so wird er sich darüber klar sein, daß jedenfalls die jetzige Verbindung mit dem badischen Herrscherhause ihm die Erfüllung dieser Träume nicht erleichtern wird. Die Besteigung des Braunschweiger Thrones durch einen Cumberländer ist schon um deswillen auf absehbare Zeit eine Unmöglichkeit, weil sie zu den unausgesetzten Umtrieben auf Losreißung der Provinz Hannover von Preußen den unvermeidlichen Anlaß geben würde. Eine solche Thronbesteigung würde im höchsten Grade verhängnißvoll für den inneren Frieden im deutschen Reiche werden. Wenn jetzt der deutsche Kaiser seine Zustimmung zu der Verlobung des Prinzen Max von Baden mit der Prinzessin Marie Luise von Cumberland gegeben hat, so geht aus ihr zur Genüge hervor, daß die Möglichkeit einer Thronbesteigung der Cumberländer Linie in Braunschweig ausgeschlossen ist."

Daß der Kaiser und der Großherzog von Baden ihre Einwilligung zu keiner Verbindung gegeben haben würden, gegen die sie aus nationalen Gründen Bedenken hegten, ist selbstverständlich. Aber ihr Vertrauen auf die Einsicht des Herzogs von Cumberland und seiner Getreuen beweist noch nichts für diese Einsicht. Auf sie wird man erst schließen können, wenn man hört, was die Welfen in Hannover und Braunschweig zu der Verlobung sagen. Bisher hat bekanntlich Alles, was geschehen ist, um das Welfenthum mit den durch das Jahr 1866 geschaffenen Verhältnissen auszusöhnen, nur den Erfolg gehabt, mit den Hoffnungen auch den Agitationen der Anhänger des Welfenhauses neuen Impuls zu geben.

Im Aprilhefte der „Deutschen Revue" veröffentlicht Professor F. Max Müller in Oxford einen sehr seltsamen Brief über die **Rechtsfrage zwischen England und den Boeren**. Professor Müller erklärt zwar, nur die Rechtsfrage, weiter nichts, für sich sprechen zu lassen; sein Brief aber zeigt, daß sein Urtheil durch seine ja sehr begreifliche Sympathie für England vollkommen getrübt ist. Nur zwei Puncte seien herausgegriffen, die für die Beweisführung Müller's charakteristisch sind. Müller stellt mit Staunthaftigkeit die Unabhängigkeit Transvaals in Abrede. Das hält ihn aber nicht ab, wörtlich das Nachstehende zu schreiben:

„War es nun aus Muthlosigkeit oder aus seinem grundsätzlichen Princip (sic!), den Colonien die größtmöglichste (sic!) Unabhängigkeit zu gewährleisten, jedenfalls machte Gladstone . . . den großen Fehler, nach einer Niederlage mit einem übermüthigen Feinde zu verhandeln, und im Jahre 1881 wurde die sogenannte (!) Unabhängigkeit der Republik von England anerkannt."

Die Anerkennung der Unabhängigkeit wird dadurch nicht bedeutungslos, daß Müller sie als eine sogenannte bezeichnet. Jameson's Ritt legt Müller „ganz allein der schändlichen Regierung der Republik" zur Last. Trotzdem fährt er wörtlich fort:

„Man hatte die Uitlander in Johannisburg mit Gewalt zur Verschwörung und Empörung getrieben. Niemand wird eine solche Verschwörung und Empörung vertheidigen, noch weniger die Einladung fremder Städner."

Wenn die Uitlander „mit Gewalt" zur Verschwörung getrieben wurden, dann darf und muß man die Verschwörung vertheidigen. Wenn Müller dies nicht wagt, so liegt der Grund hierfür eben darin, daß von jener „Gewalt" der „schändlichen Regierung der Republik" im Ernste nicht zu sprechen ist. Die Zusammenführung dieser beiden Puncte genügt, um erkennen zu lassen, wie wenig die Logik in Müller's Briefe zu Worte kommt und wie sehr seine englandfreundliche Stimmung ihm das Urtheil beeinflußt hat. Si taceulisses . . .

Kaum waren die jüngsten parlamentarischen Vorstöße gegen das französische Ministerium zurückgewiesen worden, als sogleich ein neuer Ansturm gegen das Cabinet Waldeck-Rousseau angekündigt wurde. Diesmal handelt es sich um die Ruhestörungen auf Martinique, über deren Ursachen und Verlauf bereits berichtet worden ist. Diese Ruhestörungen standen in engem Zusammenhange mit den Arbeitseinstellungen in den Zuckerpflanzungen der Colonie und nöthigten einen französischen Officier, seine Mannschaften gegen die Schwarzen von der Feuerwaffe Gebrauch machen zu lassen. Die Regierung hat inzwischen Truppen nach Martinique gesendet; insbesondere ist die Artillerie der Colonie verstärkt worden. Alle diese Vorgänge sollen nun in der Interpellation zur Erörterung gelangen. Beinahe gewinnt es jedoch den Anschein, als ob eine andere Frage der Regierung weit gefährlicher geworden wäre, falls die Opposition sie rechtzeitig aufzuheben gewußt hätte. Wie seltsam es auch klingen mag, muß doch festgestellt werden, daß das geplante Verbot der Stiergefechte die südfranzösische Bevölkerung von Bayonne bis Marseille in großer Aufregung erhält. Die mit der Prüfung der bezüglichen Vorlage beauftragte Commission hat sich denn auch genöthigt gesehen, Delegationen der verschiedenen Städte zu vernehmen. Nîmes und Arles mit ihren altrömischen Arenen fühlen sich besonders getroffen und fürchten, daß die aficionados, die Anhänger der Stiergefechte, zum Schaden der einheimischen Industrie, in großer Zahl wieder über die Pyrenäen ziehen würden: nach Barcelona im Osten und nach San Sebastian im Westen. Trotzdem würden die südfranzösischen Deputirten allein nicht durchgedrungen sein, wenn nicht auch die Hahnenkämpfe im nördlichen Frankreich untersagt werden sollten. So ist auch in Lille und in anderen nordfranzösischen Städten die Bevölkerung in Erregung. Vereinigten sich daher die Anhänger beider Sports, so würde ein solcher Ansturm gegen die Regierung bedenklich werden, falls diese nicht, was das Wahrscheinlichste ist, die Stierkämpfe im Süden ebenso zuläßt, wie die Hahnenkämpfe im Norden. Dann könnte es geschehen, daß den Besuchern der Weltausstellung selbst bei Paris noch ähnliche Schauspiele geboten würden. Der Versuch mit einer solchen Einführung der corridas ist bekanntlich im vorigen Jahre in der Umgebung von Paris gemacht worden. Die spanischen toros vermißten aber dort wohl das Localcolorit und das erforderliche Milieu, brachen aus der Arena aus und mußten durch Gendarmen abgefangen werden. Das Ministerium Waldeck-Rousseau wird sich allem Anscheine nach wohl hüten, der Stier- oder der Hahnenkämpfe wegen die Cabinetsfrage zu stellen.

## Der Krieg in Südafrika.

Wie dem „Reuter'schen Bureau" aus Norvalspont berichtet wird, ist General Clements am Donnerstag Morgen in Philippolis eingetroffen und hat mehrere Verhaftungen von Aufständischen aus dem Colesberg-Districte vorgenommen. An die Burghers wurde die Aufforderung gerichtet, die Waffen auszuliefern, was viele auch thaten. Am Freitage verlas General Clements in einer Versammlung der Burghers in englischer und holländischer Sprache die von General Roberts und von ihm selbst erlassenen Proclamationen, in denen die Burghers zur Ableistung eines Eides aufgefordert

---

## Feuilleton.

97] **Hans Eickstedt.**

Roman in zwei Bänden von Anna Maul (M. Gerhardi).

[Nachdruck verboten.]

Eines Tages kam Gertrud von einem Gange durch die Stadt zurück. Sie hatte ihre alte Freundin Luise aufgesucht, der es recht kümmerlich erging. Schon seit Jahren war es der normale Zustand, daß ihr Ludwig keine Arbeit fand, durchaus keine, so lange die Frau etwas für ihn zu betteln und zu brechen hatte. War Alles aufgezehrt, die Sachen versetzt, aber Luise krank — was nach ein paar Monaten übermenschlicher Anstrengungen nicht ausblieb, dann verschwand der brave Maurergesell, um auswärts Arbeit zu suchen, — von deren Erträgniß Frau und Kinder nie das Mindeste gewahrten —, und sich verlumpt und verlottert wieder einzustellen, sobald er witterte, daß Luise sich ein wenig erholt und ein paar Groschen zurückgelegt hatte.

Längst hatte Gertrud darauf gedrungen, daß Luise diesem unhaltbaren Zustande ein Ende mache. Allein die Frau war schwach und verliebt, die Zahl der Kinder wuchs, trotz Armuth und Zerwürfniß der Eltern. Und wie sollte sie's auch anstellen, den Mann los zu werden, der das Recht besaß, sich jedes kleinen Erwerbs, den unablässige Arbeit ihr eintrug, zu bemächtigen? Die Gerichte anrufen? — Einmal hatte sie's versucht, aber nie wieder! — Zeit und Geld genug hatte es gekostet. Dann war der Ludwig gekommen und hatte gebettelt und geheult und alles Gute versprochen. Und seitdem fing Luise dergleichen Lieder gar nicht mehr an, sie wußte ja doch, daß nichts dabei herauskam.

Nachdenklich ging Gertrud nach Hause. Ist das Gesetz wirklich der Schutz der Schwachen? — Liegt in solcher Ehe noch ein sittliches Moment? — Ist das noch Liebe oder sklavische Gewohnheit? — Freilich darf man an die Gefühle dieser einfachen Menschen nicht den subtilsten Maßstab anlegen. Ohne Frage wäre der Mann längst in Trunk und Faulenzerei zu Grunde gegangen, hätte er an der Frau nicht einen moralischen und materiellen Halt, aber sie? — Wie ganz anders hätte Luise dastehen können, trotz ihrer vier Kinder, hätte sie den Muth gehabt, den Mann gewaltsam von sich abzuschütteln. Gertrud hätte sie gern in irgend einer Weise an sich gefesselt — davon war jetzt nicht zu denken, sie mußte ihr Kreuz tragen.

Wie sich ihr eigenes Leben gestalten würde, war Gertrud noch unklar. Ein dauerndes Zusammenleben mit Wally, wie diese es wünschte, fand Gertrud für sich unmöglich. Wally war von ihren ostpreußischen Verwandten eingeladen worden, hatte aber Alles abgelehnt. Als Gast bei Leuten zu leben, die ihrem Philipp Böses nachgesagt hatten, ihr gönnerhaftes Mitleid ertragen — nein, lieber wollte sie mit Pudill betteln gehen. —

„Es ist Besuch da für gnädiges Fräulein", sagte Wally's Mädchen, ihr die Thür öffnend. „Ein Herr Doctor — die Karte liegt drinnen. Der Herr hat sich bei der gnädigen Frau melden lassen und spricht mit ihr."

Gertrud achtete wenig auf diese Nachricht. Irgend ein Condolenzbesuch — als sie aber abgelegt hatte und die Karte auf ihrem Tische ihr ins Auge fiel, durchfuhr es sie mit freudigem Schreck.

„Hans Eickstedt" stand darauf.

Sie warf einen Blick in den Spiegel und wischte ihrem Haar und ihrem Anzug ein paar Minuten. Sie bemerkte, daß sie erröthet war und jugendlich befangen aussah, — ärgerlich wandte sie sich ab, lachte — und blickte wieder hin. „Thörichtes Herz, wirst Du nie zur Ruhe kommen?"

Ihr Eintritt in den Salon blieb zuerst unbemerkt. Eickstedt wandte ihr den Rücken und hörte Wally zu, die mit Thränen in der Stimme von ihrem verstorbenen Gatten und ihrer schrecklichen Lage sprach — gefaßter und würdiger übrigens, als Gertrud sie je hatte sprechen hören. Sie blieb auf dem Teppich stehen, um nicht zu stören. Bald jedoch ward Wally ihrer gewahr, und Hans sprang auf und begrüßte sie. Er schien frischer von Ansehen als damals in Prerow, und seine Augen leuchteten wieder.

„Ich bringe Dir Grüße, Gertrud — von Professor Keßler — und von meiner Mutter, unbekannter Weise."

„Wie, kommst Du nicht direct aus Prerow? Hat Dich das schlechte Wetter von dort vertrieben? Keßler ist noch dort."

„Ich komme aus Groß-Perkitten — habe Alles hingebracht — weil meine Anwesenheit hier in Berlin nothwendig ist."

„Denke Dir, Gertrud", fiel Wally ein, „er bringt mir eine Einladung von seiner Mutter nach Groß-Perkitten — ist das nicht rührend von Constanze, wirklich einzig? Sie steht mir doch gar nicht so nahe."

„Ich habe Dich hoffentlich überzeugt, Tante Wally, daß Du nichts Besseres thun kannst, als Deine Vetternreise in Perkitten zu beginnen. Meine Mutter hat eine wunderbar glückliche Hand in Behandlung solcher Kranker, wie Du bist — ich spreche aus Erfahrung."

„Gott ja, Hans, ein paar Wochen bei Deiner lieben Mutter, die könnten mir aufhelfen, aber wie dürfte ich ihr meinen Jammer ins Haus tragen?" Tante Wally's Augen flossen wieder über.

„Und dann, wie soll ich hier loskommen? Du hast keinen Begriff von der Confusion, in der mein armer Philipp Alles zurückgelassen hat. — Gertrud und ich haben schon Tage lang in den Papieren gekramt — keine Möglichkeit, Ordnung zu schaffen!"

„Darf ich Dir meine Dienste zur Verfügung stellen, Tante Wally? Vielleicht sind meine ehemaligen juristischen Studien zu etwas nütze."

„Ach, Hans, wenn Du das wolltest! Ich habe ja keinen Menschen, dem ich vertrauen könnte! — Alle haben sie ja meinen armen Philipp betrogen und verrathen! — Jetzt entschuldigt mich aber, Kinder, ich muß in die Küche gucken — Du nimmst mit uns vorlieb, Hans, nicht wahr?"

Zu Gertrud's Ueberraschung sagte Eickstedt ohne Umstände zu.

„Darf ich wissen, was Dich herführt?" fragte sie, als sie mit ihm allein war. „Geschäftssachen?"

„Zweierlei", erwiderte er. „Erstens eine Rechtssache — Scheidung von Vera."

Gertrud blickte ihn stumm fragend an. Merkwürdig, wie in seinen Augen das alte Feuer, in seinen Zügen die alte Spannkraft wieder aufgelebt war.

„Einleitende Schritte habe ich schon früher gethan", fuhr Eickstedt fort, „die aber zu nichts führten. Ich war nicht in der Stimmung und Verfassung, diese dornige Sache fest anzufassen, und ließ sie liegen — meine Freiheit hatte keinen Werth für mich. Das ist seit Kurzem anders geworden — und da jetzt ohne mein Zuthun die Scheidungsklage wieder in Gang kommt, werde ich ein Ende machen."

Nach einer beklommenen Pause fragte Gertrud nach dem „Zweiten".

Es betraf jenes Theaterstück, das damals infolge feindlicher Intriguen im Schauspielhause zu Fall gekommen war. Die Leitung einer neugegründeten vornehmen Bühne bewarb sich um das Aufführungsrecht für die begonnene Spielzeit.

Gertrud stieß einen Freudenschrei aus. Aber Eickstedt war voller Zweifel und Bedenken.

„Wenn ich jetzt, nach Jahre langem Verstummen, wieder hervortrete, so muß es mit einem großen und unbestreitbaren Erfolge sein."

Das mußte Gertrud zugeben. Ein neuer Fehlschlag, ja auch nur ein halbes Gelingen mochte den erwachenden Lebens- und Schaffensmuth ihres Freundes für immer brechen. Aber sie liebte jenes Werk und sie meinte, in ihm müsse Hans sich selber wiederfinden und zum Aufschwung in die lichten Höhen dichterischer Vollkommenheit Kraft und Begeisterung gewinnen.

Er war dessen nicht sicher.

„Andere Zeiten, andere Götter. Das gewaltige Geschlecht der Titanen und Giganten, vulcanische Gluthen in den Adern, hat die heiteren Olympier vom Throne gestürzt, ihr Reich ist zu Ende."

„Und sollen wir jetzt den rohen Mächten der Kraft und Gewalt huldigen?" fragte Gertrud.

„Wir sollen eingedenk sein, daß wir Erdgeborene sind und unsere Kraft aus dem mütterlichen Boden stammt", erwiderte Hans. „Das Darwin'sche Entwickelungsgesetz, das vom Gebiet der Wissenschaft auf das der Kunst und des Lebens hinübergreift und wie eine Sintflutth Alles hinwegschwemmt, was nicht tiefe und feste Wurzel im Leben der Gegenwart hat, es ist ebenso uralt, wie jenes zeitweilig Ueberwundene des Ideals, der göttlichen Harmonie, des Absoluten hervorging. Es hieß bei den Alten: Der Krieg ist der Vater aller Dinge. — Und wie eine ewige Fluth und Ebbe, wie der Pulsschlag des Alls, wechseln diese beiden Principien: des Seins und des Werdens, des Glaubens an das Vollkommene und der revolutionären Auflehnung gegen alle Autorität in der Herrschaft ab . . ."

* * *

Hans kam in den folgenden Tagen wieder, da seine Geschäfte ihn zwar in Berlin festhielten, aber ihm viel freie Zeit ließen. Er saß Stunden lang geduldig über der Durchsicht der Henning'schen Papiere, und hatte Wally mit ihren traurigen Einfällen genug Verwirrung und Aufenthalt gestiftet, so ließ sie ihn mit Gertrud allein. Die Beiden hatten Glück. Es fand sich, daß noch Einiges für Wally zu retten war, Ansprüche an Gewinnantheilen, die ihr zufallen sollten, sobald die Unternehmungen ihres verstorbenen Gatten höhere Erträge abwerfen würden. Dieser Zeitpunct schien bereits gekommen, und es ließ sich voraussehen, daß die Wittwe in einigen Jahren eine außerordentliche Rente beziehen würde, falls ihre Rechte durch geschicktes und energisches Vorgehen sichergestellt würden. — Wally strömte von Dankbarkeit gegen Eickstedt über, den sie ihren Retter und Wohlthäter nannte, und sträubte sich nicht länger, die Reise nach Ostpreußen anzutreten, sobald ihre häuslichen Einrichtungen es erlauben würden.

SLUB
Wir führen Wissen.